

Hintergrund Kriminalität

Psyche der Amoktäter

Ein Mann greift zur Motorsäge und attackiert mehrere Personen. Mit neuen Methoden versuchen Behörden, solche Amokläufer rechtzeitig zu erkennen - was nicht immer gelingen kann. Von Christine Brand



Grosseinsatz in Schaffhausen: Ein Mann hat mit einer Kettensäge Mitarbeiter einer Krankenkasse angegriffen. (24. Juli 2017)

Es ist 10 Uhr 39, als bei der Schaffhauser Polizei der Notruf eingeht. Ein Mann sei mit einer Kettensäge unterwegs, lautet die erste Information, es gebe Verletzte. Auf einen Schlag ist dies kein normaler Montagmorgen mehr. Innert Minuten herrscht in der Altstadt von Schaffhausen der Ausnahmezustand. Die Polizei rückt mit einem Grossaufgebot aus, Läden werden evakuiert oder verriegelt, in den Büros der Krankenkasse CSS bergen Sanitäter zwei verletzte Personen. Die Opfer sind Angestellte der Krankenkasse, der mutmassliche Täter ein Kunde. 36 Stunden später kann er aufgrund von Hinweisen aus der Bevölkerung im zürcherischen Thalwil festgenommen werden.

Noch ist nicht bekannt, warum der Mann, der zuletzt zurückgezogen im Wald lebte, zum Gewalttäter wurde. Unweigerlich erinnert sein Vorgehen aber an ähnlich gelagerte Taten, die im kollektiven Gedächtnis der Schweiz haften geblieben sind. An Günter T. zum Beispiel, einst Chef der Zürcher Baupolizei, der 1986 vier seiner leitenden Angestellten erschossen hat, nachdem es zu Unstimmigkeiten innerhalb der Behörde gekommen war. An Friedrich L., einen notorischen Querulanten, der 2001 während einer Sitzung des Kantonsrats im Parlamentsgebäude des Kantons Zug 14 Politiker tötete. An Shani S., der 2011 in Pfäffikon auf offener Strasse seine Frau und die Leiterin des Sozialamts erschoss.

Im Volksmund spricht man von Amoktaten. Amok ist vom malaiischen Begriff «amuk» abgeleitet, was «zornig» oder «rasend» bedeutet. Er wurde als Kampfruf unter Kriegern genutzt oder von Einzelpersonen, die so ihre Absicht zum Töten kundgaben. Bei einer Amoktat handelt es sich um eine nach aussen überraschende Tötung oder Verletzung mehrerer Personen. Fachleute sprechen bei solchen Taten von «zielgerichteter Gewalt» - weil sich im Nachhinein oft zeigt, dass die Tat nicht ein spontaner Ausbruch war, sondern dass sich die Wut, der Hass, das Sich-ungerecht-behandelt-Fühlen über Monate, wenn nicht Jahre entwickelt und gesteigert hat. Der Gefährder geht einen Weg, bevor er zum Täter wird.

Was unterscheidet den Menschen, der nur verärgert die Faust im Sack macht, wenn er sich ungerecht behandelt fühlt, von demjenigen, der laut reklamiert? Und was unterscheidet den Polterer von jenem, der zum mühsa-

men Querulanten wird und seine Gegner mit Drohungen und Beschwerden eindeckt? Und was ist das für ein Mensch, der noch einen Schritt weitergeht, der seine Drohungen umsetzt, zur Waffe greift und Amok läuft?

Jeder Täter ist anders

«Den klassischen Typ (Amoktäten gibt es nicht)», sagt Angela Guldemann. Genau das macht ihre Arbeit zur Herausforderung. Die Rechtspsychologin leitet die Fachstelle Forensic Assessment & Risk Management der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich. Ihr Büro ist in einem Gebäude der Kantonspolizei Zürich einquartiert, weil ihre Stelle Teil des polizeilichen Dienstes Gewaltschutz ist. Angela Guldemanns Job ist es, gemeinsam mit ihrem Team einzuschätzen, ob von jemandem eine Gefahr ausgeht, der sich auffällig verhält oder der von jemandem gemeldet wurde - und wenn möglich eine Tat zu verhindern.

Laut Guldemann gibt es grundsätzlich zwei verschiedene Richtungen, denen man die Amoktäter zuordnen kann: Es gibt Täter, die im Verlauf ihres Lebens eine schwere psychiatrische Erkrankung, eine Psychose, entwickelt haben und die Realität nicht mehr so wahrnehmen, wie sie effektiv ist. Und es gibt Täter, die Auffälligkeiten in der Persönlichkeit zeigen. Sie können überhebliche, zwanghafte oder misstrauische Wesenszüge aufweisen und sich dann entweder zurückziehen oder aber laut reagieren. «Es sind Menschen, die nicht bei sich sind, die ein Problem mit der Beziehung zu sich selbst haben und dieses nach aussen tragen», sagt Guldemann. «Die meisten fühlen sich ungerecht behandelt, gekränkt, nicht wahrgenommen. Wir sprechen auch von Ungerechtigkeitssammlern: Kaum hat sich ein Problem gelöst, suchen sie nach der nächsten Ungerechtigkeit.» Amoktäter sind in der Regel männlich, meist zwischen 30 und 40 Jahre alt, leben selten in einer festen Partnerschaft. Vielfach haben sie nie gelernt, wie man Konflikte löst, manchmal früh Erfahrung mit Gewalt gemacht, sie haben Schwierigkeiten, mit Emotionen umzugehen, und geringe soziale Kompetenzen. «Man entwickelt sich dahin», sagt Guldemann. «Das passiert nicht von heute auf morgen.»

Meistens zeichnet sich bei einem Menschen eine Veränderung ab, bevor er eine Tat begeht. Er zieht sich zurück, ist mit Argumenten nicht mehr erreichbar, verherrlicht wo-

möglich Gewalt, verhärtet sich und fixiert sich auf eine Person oder ein Thema. «Der Täter steigert sich in ein Anspruchsdenken und ein übermässiges Rechtsgefühl hinein, er scannt alles, was passiert, daraufhin, ob ihm Recht oder Unrecht getan wird», erklärt Karl Weilbach, Kriminologe und forensischer Prognostiker, der für Betriebe Bedrohungsmanagements anbietet. Betroffen von Angriffen seien vielfach Arbeitsstellen und Dienstleistungsbetriebe, weil jede Dienstleistung mit einer bestimmten Erwartung verbunden sei. «In zugespitzten Fällen sind die Ansprüche meist überhöht und können gar nicht erfüllt werden», sagt Weilbach. Den Forderungen folgten indirekte und direkte Drohungen. Verfehlten diese die Wirkung, sähen manche Personen nur noch die Gewaltanwendung als Ausweg. «Rache, Brutalität oder gar das Töten erscheinen der Person als einzig wirksame Lösung.»

Weilbachs Klienten sind Banken und Versicherungen, die oft mit schwierigen Kunden konfrontiert sind. Er erarbeitet mit ihnen Konzepte, wie mit Drohungen umgegangen werden soll und wie die Gefährlichkeit von unangenehmen oder auffälligen Personen eingeschätzt werden kann. «Es ist wichtig, dass in Betrieben ein hohes Verantwortungsbewusstsein für Gefährdungssituationen geschaffen wird und dass man sich bei ungunstigen Gefühlen mit anderen Mitarbeitern austauscht und zusätzliche Informationen sammelt», sagt Weilbach. «Man muss heikle Situationen frühzeitig wahrnehmen und ernst nehmen.»

Nicht nur bei Firmen, auch bei Behörden und Polizei hat ein Umdenken stattgefunden.

Früher kam die Polizei erst dann zum Einsatz, nachdem ein Delikt begangen worden war. Heute klopfen Polizisten auch schon einmal bei jemandem an, bevor er sich etwas hat zuschulden kommen lassen. Auslöser des Paradigmenwechsels war der Doppelmord 2011 in Pfäffikon (ZH), einer Tat, bei der eine besorgniserregende Entwicklung des Täters vorausgegangen war. Mehrere Kantone haben seither sogenannte Bedrohungsmanagements eingerichtet. In Zürich wurde in diesem Rahmen 2012 die Dienststelle Gewaltschutz der Kantonspolizei eröffnet, die eng mit anderen Behörden und Stellen vernetzt ist. Nebst speziell geschulten Polizisten arbeiten hier auch forensische Psychologen.

«Einen Fuss in der Tür»

«Geht bei uns eine Meldung über eine bedrohlich wirkende Person ein, versuchen wir, gemeinsam mit der Polizei rasch Kontakt mit ihr aufzunehmen», sagt Angela Guldemann. «Wir sagen ihr: Wir haben dies und das gehört, können Sie uns Ihre Sicht der Dinge schildern.» Der sogenannte Gefährder wird dabei darauf hingewiesen, dass das Gespräch freiwillig ist und nicht im Rahmen eines Strafverfahrens geführt wird. Zwar geht es bei der Gefährderansprache darum, strafbares Verhalten zu verhindern. «Aber das erreichen wir vor allem dadurch, wenn wir der Person helfen und Druck wegnehmen können», sagt Guldemann. «Es ist wichtig, einen Fuss in der Tür zu haben und in Kontakt mit der Person zu stehen.» Dem Gefährder werden Hilfsangebote aufgezeigt, gleichzeitig wird ihm klargemacht, dass die Polizei die Lage ernst nimmt, sein Verhalten nicht toleriert und es rechtliche Folgen haben kann. Nach dem Gespräch beurteilen die Experten Situation und Risikofaktoren und prüfen allfällige Massnahmen.

Mittlerweile betreiben 10 Schweizer Kantone ein Bedrohungsmanagement, in 19 werden Gefährderansprachen durchgeführt. In den anderen Kantonen und auf Bundesebene wird die Einführung derzeit geprüft. Im Rahmen

**Heute klopfen
Polizisten auch schon
einmal bei jemandem
an, bevor er sich
etwas hat zuschulden
kommen lassen.**

ihrer Diplomarbeit hat die Polizistin Karin Greuter zum ersten Mal das neue Instrument Gefährderansprache analysiert. «Die Erfahrungen haben gezeigt, dass das persönliche Gespräch mit einem Gefährder essenziell ist», schreibt sie in ihrem Fazit. «Nur schon seine Sichtweise anzuhören, bringt Klarheit und ist oftmals der erste Schritt zur Entspannung der Konfliktsituation.» Als schwierig wird hingegen das Gespräch beurteilt, wenn der Gefährder schwer psychisch krank ist; hier eigne sich die Gefährderansprache nicht in jedem Fall, weil der Zugang zur Person oft kaum möglich sei.

Die Staatsanwaltschaft von Schaffhausen hat gegen den Mann, der mit einer Kettensäge

Menschen angegriffen hat, ein Strafverfahren wegen mehrfacher strafbarer Handlungen gegen Leib und Leben eröffnet. Es ist zu befürchten, dass er Nachahmer findet: Gerade Amoktäter orientieren sich oft an einem Vorbild. «Diese Täter studieren ihre Vorgänger akribisch und wollen durch ihre Gewalttaten ebenso wahrgenommen werden», sagt Angela Guldimann. Je fokussierter und detaillierter Medien über den Täter berichten, desto grösser wird der Anreiz für Personen, die ähnliche gewalttätige Gedanken haben. Trotz allen Präventionsbemühungen ist absehbar, dass es Taten wie diese immer wieder geben wird. «Prävention kann vieles erreichen, aber am Schluss liegt das Handeln in der Eigenverantwortung dieser Person», sagt Angela Guldimann. Auch sei es nicht immer möglich, die drohende Gefahr zu erkennen. «Letztlich ist der Mensch nicht vollständig berechenbar.»

2764

Fälle von Drohung oder Gewalt gegen Behörden und Beamte wurden 2016 in der Schweiz polizeilich registriert.

62

Prozent der Beschuldigten waren Schweizer, 38 Prozent Ausländer.
